

§. 4.

Dreizehntes Jahrhundert.

Hatte jene vorherrschende religiöse Stimmung der deutschen Gemüter bisher das geistliche Lied begünstigt und hin und wieder in den Kreis der öffentlichen Gottesverehrung gezogen, hatten Geistliche und Laien aus frommer Begeisterung bisher durch Dichtung neuer Lieder dem allzeit gleich fühlbaren Bedürfnis eines deutschen öffentlichen religiösen Gesang abzuhelpen gesucht, so traten jetzt mit dem XIII. Jahrhundert andere Neigungen, Bestrebungen und Interessen ein, die geradezu, wenn auch meist absichtslos, in Bezug auf Entwicklung des religiösen Volksgesanges das Gegenteil bewirkt.

Der Eifer für Kunst und Wissenschaft war in den Klöstern erkaltet (*So war z.B. das einst so berühmte St. Gallen allmählich so unwissend geworden, dass im Jahre 1291 das ganze Kapitel mit seinem Abt nicht schreiben konnte*). Von der früher so wohlthätig wirkenden Klosterschulen bestanden nur noch wenige in ihrer alten Wirksamkeit. Die Geistlichkeit im sicheren Besitz ihrer Zehnten und Pfründen begnügte sich mit dem blossen Ablesen lateinischer Messbücher und Breviere. Sie sah, dass sie mit ihrem armseligen Wissen überall ausreichte, und dass ein Gottesfürchtiger Wandel nicht eben notwendig zum Priestertum gehöre. Dennoch hatte sie bei grosser Scheu vor eigenem frommen Denken und Handeln eine noch grössere vor allen Regungen edler geistiger Selbsttätigkeit und gewissenhaften Wandels. Überall witterte sie Ketzer, überall glaubte sie durch Besserwissen, ja sogar durch Anderswissen sich gefährdet. Ums Jahr 1170 entstand im südlichen Frankreich die Partei der Waldenser, welche ohne alle spekulative Schwärmerei nur dahin strebte, das apostolische Christentum in seiner Einfachheit und Innigkeit zu verwirklichen. Oder wie es einer ihrer ältesten Denkmäler ausspricht: *Ein anderes Gesetz sollen wir fortan nicht haben, als Jesu Christo nachzufolgen, zu tun was ihm gefällt und fest an dem zu halten was er befohlen hat*. Waldus (*Romanisch wahrscheinlich Valdes oder Valdez. Der Vorname Petrus findet sich erst im Jahr 1404. Siehe dazu: Die romanischen Waldenser v. Herzog*) aus Lyon, ihr Stifter, begann um diese Zeit, auf apostolische Weise in der Landessprache das Evangelium zu verkünden. Mit ihm verbanden sich bald mehrere Gleichgesinnte (Pauperes de Lugdono, Leonistae, Sabatati). Sie hatten anfangs so wenig die Absicht, sich von der Kirche zu trennen, dass sie, als ihnen der Erzbischof von Lyon das Predigen verbot, bei dem Papst Alexander III. (1179) um Erlaubnis nachsuchten. Als aber Lucius III. (1184) den Bann über sie aussprach, da glaubten sie Gott mehr zu gehorchen zu müssen, als den Menschen, und schieden von einer Kirche aus, welche das, was ihnen heiliger Beruf schien, verfluchte. Sie hatten sich gleich anfangs angelegen sein lassen, viele biblische Bücher ins Romanische zu übersetzen (*Stephanus de Bourbone, Dominikaner in Lyon um 1225*) und allerlei Erbauungsschriften in der Landessprache zu verfassen (*Es haben sich viele höchst merkwürdige Denkmale, darunter auch Dichtungen erhalten, letzteren ist ein viel zu hohes Alter zugeschrieben worden. Die ältesten gehören wohl erst dem zweiten Viertel des XIII. Jahrhunderts an. Dem widerspricht auch wenigstens nicht Diez in seiner: Grammatik der romanischen Sprache. Die beste Übersicht gibt Herzog, Die romanischen Waldenser*). Wie unschuldig waren gewiss die vermeintlichen Verbrechen vieler Ketzer, wenn schon das Lesen religiöser Bücher in der Landessprache, oder der heiligen Schrift in den Verdacht und die Strafbarkeit der Ketzerei bringen konnte! Im Jahr 1199 schreibt Papst Innocentius III. An die Einwohner der Stadt Metz und des dazu gehörigen Kirchensprengels (*Vergleiche dazu Tobias Gottfried Hegelmaier: Geschichte des Bibelverbots (Ulm 1783)*), er habe von ihrem Bischof erfahren, dass unter ihnen viele Laien und Weiber, aus starker Begierde nach der heiligen Schrift, sich die Evangelien, die Briefe Pauli, die Psalmen, die Sittenlehre Hiobs (Gregors des Grossen sogenannten Kommentar über dieses Buch) und mehrere andere Bücher ins Französische hätten übersetzen lassen, und nach diesen Übersetzungen in ihren geheimen Versammlungen zu lehren sich unterstünden. Auch, wenn ihre Pfarrer ihnen solches verweisen wollten, sich widersetzen, und aus der Schrift Gründe beizubringen suchten, nach welchen ihnen dieses nicht verboten werden dürfte. Der Papst suchte sie dann in demselben Schreiben eines Besseren zu belehren, ermahnte sie schliesslich und befiehlt ihnen zur Vergebung ihrer Sünden ihr Betragen zu ändern und dem katholischen Glauben getreu zu bleiben, indem er sie sonst zum Gehorsam zwingen werde. Zugleich aber schreibt er an den Bischof von Metz, er möchte, damit weder die Ketzer kühner, noch die Einfältigen verworren und endlich ganz in Ketzer verwandelt würden, jene Leute auf den rechten Weg zurückzuführen, den Urheber der gedachten Übersetzung und seine Absicht ausforschen, auch sich erkundigen, ob diejenigen, welche sich ihrer bedienten, der apostolischen und katholischen Kirche ergeben wären. Dass es hier weniger auf die Ketzer als auf die Bibel abgesehen war, lehrt der Erfolg. Im Jahre 1200 schickte derselbe Papst einige Äbte nach Metz, auf deren Befehl nicht die Bibelleser, sondern die Bibelübersetzungen verbrannt wurden. Nicht etwa bloss der französischen Sprache widerfuhr dieses traurige Geschick, sondern überhaupt jeder nicht-lateinischen.

Der päpstliche Gesandte, Bischof Guido von Präneste, erliess 1202 bei einer Visitation der Hauptkirche zum heiligen Lambert in Löwen mehrere Bestimmungen, worunter denn auch folgende: Alle Bücher in romanischer und deutscher Sprache, welche die heilige Schrift betreffen, sollen dem Bischof ausgehändigt werden, und nur er mag nach seinem Gutdünken zurückgeben, was er will.

Im Jahre 1210. nachdem das Konzil zu Paris die Lehren des Amalrich von Bena (+1205) verdammt hatte, erliess der Erzbischof von Sens, Petrus de Corbolio, ein Dekret, worin befohlen wurde, alle theologischen Schriften in romanischer Sprache, nur mit Ausnahme der Heiligen Legenden, den Diözesanbischöfen einzuliefern.

Und dennoch konnte unter dem Vorsitz desselben Innocentius III. In der vierten Kirchen-Versammlung im Lateran im Jahre 1215 ein Beschluss gefasst werden, als ob der Gebrauch der Muttersprache bei den kirchlichen Handlungen so etwas ganz natürliches wäre, was sich eigentlich von selbst verstünde. Weil in mehreren Bezirken innerhalb einer Stadt oder eines Kirchensprengels, heisst es im 9. Canon, gemischte Einwohner leben, welche bei der Verschiedenheit der Sprache einerlei Religion, aber verschiedene Gebräuche und Sitten haben, so befehlen wir, dass die geistlichen Vorsteher solcher Städte und Kirchsprengel für geschickte Leute sorgen, die nach der Verschiedenheit der Gebräuche und Sprachen das heilige Amt verrichten und die Sakramente versehen, und so durch Wort und Beispiel zugleich unterrichten.

Durch die päpstlichen Verbote waren jedoch die religiösen Bestrebungen der Waldenser nicht erstickt worden. Sie fanden nur noch mehr Anhänger, welche sich nun immer weiter von den Satzungen und Bräuchen der herrschenden Kirche entfernten. **So entstand denn im Süden Frankreichs jene Sekte der Katharer oder, wie sie jetzt noch häufiger heissen, Albigenser.** Im Jahre 1208 liess Innocentius III. gegen sie durch Arnold von Citeaux einen Kreuzzug predigen, und es begann schon im folgenden Jahre der grausame blutige Albigenserkrieg. Der päpstliche Stuhl, immer erfindungsreich, wo es sich um Erhaltung seines Ansehens und Ausbreitung seiner Macht und Rechte handelte, hatte eine Anstalt ins Leben gerufen, welche alle Ketzereien ausrotten sollte, und bald auch mit den scheusslichsten Mitteln, mit Feuer und Schwert dazu bereit war: die Inquisition. Aus den Schriften der Inquisition erfahren wir alles Verdammenswerte der ketzerischen Lehren. Auch hier begegnen wir wieder jener Angst vor dem Gebrauch der Landessprache zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Es ward für ketzerisch und somit strafwürdig gehalten, in nicht-lateinischer Sprache zu predigen, kirchliche Handlungen zu verrichten, nicht-lateinische religiöse Bücher zu lesen, ja sogar nur zu besitzen. Der Pseudo-Reinerius berichtet von den Ketzern, ferner, dass ein lateinische Gebet nichts nütze. Ferner war irgend gepredigt wird, und sich durch die Bibel nicht beweisen lasse, halten sie für Märchen. Ferner sagen sie, die heilige Schrift habe dieselbe Wirkung in der Landessprache als im Lateinischen. Weshalb sie auch die Landessprache zu kirchlichen Handlungen gebrauchten. Ferner wissen sie den Text des neuen Testaments und einen grossen Teil des alten in der Landessprache auswendig.

Aber so wenig die Beschlüsse von Tours und Mainz und andere des IX. Jahrhunderts in Betreff der Muttersprache später befolgt wurde, so brauchten ja auch die Beschlüsse des Laterankonzils vom Jahre 1215 nicht ausgeführt zu werden, wenn sie nun einmal sich nicht praktisch für die Absichten des päpstlichen Stuhles bewährten.

Die Bibel war und blieb verboten. Die lateinische Sprache war und blieb im vollen Besitz ihrer verjährten Rechte, und der Klerus stand sich bei beiden Dingen gut. Was helfen überhaupt Befehle, wo man von einer anderen Gesinnung des Befehlsgebers sich überzeugt halten darf? Bald nach dem Tode jenes Papstes, zur Zeit seines zweiten Nachfolgers, Gregorius des IX. Im Jahre 1229 beschloss die Synode zu Toulous, Laien sollten weder das alte noch das neue Testament haben. Es sei denn, dass sie aus Andacht das Psalmenbuch, oder einen Auszug der öffentlichen Liturgie, oder die Gesänge und Gebete an die heilige Jungfrau besitzen wollten. Aber sie untersagte auf das Strengste, dass selbst diese Bücher jemanden in die Landessprache übersetzt gestattet werden sollten.

Die Synode von Beziers 1246 nahm diesen Canon in ihre Beschlüsse mit auf. Die aber von Tarragona im Jahre 1234 wiederholte ihn mit dem Zusatz: wenn Jemand diese Bücher, Übersetzungen des alten und neuen Testaments hat, so soll er binnen 8 Tagen, von der Bekanntmachung dieses Beschlusses an, dem Bischof des Ortes ausliefern zum Verbrennen. Tut er das nicht, sei er Geistlicher oder Laie, so soll er für verdächtig der Ketzerei, bis er sich reinigt, betrachtet werden. Zu derselben Zeit des Papstes Gregorius IX. im Jahr 1231 hielt Theodorich II., Erzbischof von Trier, eine Diözesan-Synode gegen vermeintliche Ketzer. Gleich zu Anfang des Aktenstückes heisst es: Und mehrere gehörten jener Sekte an und viele unter ihnen waren unterrichtet aus der heiligen Schrift, die sie ins Deutsche übersetzt besaßen (*Synodus Dioecesisana Trevirensis 1231. Auf diese*

deutschen Ketzer scheint der Pseudo-Reinerius hinzudeuten. Ferner lässt er sie selbst reden: Bei uns lehren Männer und Weiber, und wer nur sieben Tage Schüler ist, lehrt schon den Andern. Bei den Katholischen ist selten ein Lehrer, der drei Kapitel der Bibel buchstäblich auswendig weiss. Bei uns aber ist selten ein Mann oder eine Frau, welche das neue Testament nicht in der Landessprache herzusagen weiss).

Was vermochten dagegen einzelne Stimmen frommer erleuchteter Männer? Gewiss, Mancher war von dem hohen Wert der Bibel und ihrem segensreichen Wirken auf das Leben überzeugt, wenn er auch nicht so rein und unbefangen darüber dachte, wie der Abt Ruprecht von Deutz (+1135). Ruprecht sagt: Mit der heiligen Schrift unbekannt sein, heisst ebenso viel als Christus nicht kennen. Ohne sie hat die menschliche Seele keinen festen Stand, und wird von jedem Winde der Lehre herum getrieben. Und an einer anderen Stelle nennt er sie eine Volksschrift, weil sie nicht wie die Werke des Plato hochtrabend an Worten, aber arm am Verstand, weniger verständlich ist, oder in Winkeln leise spricht, sondern allen Völkern vorgelegt ward und zu der ganzen Welt laut von dem Heil aller Völker redet.

Was half es, dass einige Ordens- und Weltgeistliche durch ihr eigenes Beispiel die hohe Bedeutung der Muttersprache ihren Zeitgenossen dar taten? Indem sie, wie Bruder Berthold (*Bruder Berthold, der berühmteste Prediger seiner Zeit, wird seit 1250 oft von den damaligen Geschichtsschreiber erwähnt. Er starb zu Regensburg im Jahre 1272*) durch ihre Predigten unter freiem Himmel, auf Bergen und auf Wiesen, aller Orten das Volk begeisterten und erbauten. Sie fanden keine Nachahmer unter ihren Amtsbrüdern. Und Bertholds Wunsch, den eindringlichen ketzerischen Liedern rechtgläubige in der Landessprache entgegen zu dichten, blieb ohne Erfüllung. Es war ein schändlicher Ketzer, sagt Berthold in einer Predigt, der machte Lieder von Ketzerei und lehrte sie die Kinder an der Strasse, damit desto mehr Leute in Ketzerei verfielen. Ich wollte halt gerne, dass man Lieder davon (von den Irrtümern der Ketzerei) sänge. Sind gute Meister hier, die einen neuen Sang davon singen wollen, die mögen sich diese sieben Worte (die von ihm angegebenen Kennzeichen der Ketzerei) gar wohl merken, und machte sie kurz und leicht verständlich, dass sie jedes Kind wohl lernen könne (*Bruder Berthold eiferte sehr gegen die Ketzer. Zu den Sünden des Mundes rechnete er auch singen weltlicher Lieder, lesen Deutsche Bücher die falsch sind und unnütz, die Stimme tirillieren so man singen soll Gottes Lob. Trotzdem aber erkannte er die Gebrechen der Kirche und seines Standes, er wollte im Volk allgemeinere und besseren Unterricht in der christlichen Religion*). Was halfen ferner die mancherlei Bemühungen der Klöster, besonders vom Orden des heiligen Benedictus, durch den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache nach wie vor zu belehren und zu erbauen? Die Muttersprache erwarb sich auch durch diese einzelne Pflege keinen näheren Anteil an den gottesdienstlichen Handlungen, und blieb sogar da ausgeschlossen, wo weder Priester noch Laie ein lateinisches Wort verstanden.

Während nun so die Geistlichkeit durch eigene unverantwortliche Schuld sich alles Einflusses auf die Bildung des Volkes beraubte, selbst zu sittenlos und geistig verwahrlost war, als dass sie noch ferner der Erziehung für die Kirche und den Staat hätte vorstehen können, während sie aller Weltlust nachhing, sich nichts versagen zu dürfen glaubte, was den Laien erlaubt war oder nachgesehen ward, während sie selbst unerleuchtet nur Nacht und Finsternis verbreiten konnte und wollte, sich für nichts tätig und regsam zeigte als für ihr ruchloses Wohlleben, ihre verwünschte Ruhe und Bequemlichkeit, -- da setzte sich der lang bevormundete, verachtete, unterdrückte Laienstand in vollen Besitz aller Kultur und Bildung. Und eine allgemeine weltliche Stimmung ward die vorherrschende Richtung aller Gemüter. Die vielen Kämpfe der weltlichen Macht unter den beiden Heinrichen, dem IV, und V., gegen die geistliche hatten das Ansehen der Geistlichkeit geschwächt und die Selbständigkeit des deutschen Reichs und seiner Herrscher aus schnöder Unterdrückung gerettet. Diese Kämpfe erneuerten sich unter den Hohenstaufen und reizten mehr zur Partei gegen als für den Papst und die Klerisei. Wie auf solche Weise das politische Interesse erwachte und genährt ward, so verbreitete sich durch die lebhaftere Teilnahme der Deutschen an den Kreuzzügen ein kriegerischer, ritterlicher Sinn unter allen Ständen. Die Lust an Abenteuern und das Schicksal manches glücklichen heimkehrenden Kreuzfahrers lockte Ritter und Knechte in das wunderbare Morgenland hinaus, und vermochte jetzt mehr, als früher die päpstliche Verheissung von Vergebung der Sünden. Die mehrmaligen Römerzüge der Hohenstaufen, das Glück und Unglück der deutschen Heere in einem fremden fernen Lande, ihr Leben unter einem milderen Himmel, in einer Natur voll anderer Erscheinungen und Genüsse, alles das tat auch das Seinige, die Lust an weltlichen Dingen zu befriedigen und zu nähren. Noch mehr aber wirkte dafür das Aufblühen des deutschen Handels und Städtewesens. Die Höfe der Fürsten und die Burgen der Ritter waren jetzt nicht mehr die einzigen Sammelpunkte aller Freuden und Genüsse, woran edle Geburt und höhere Stellung in der Gesellschaft ein Vorrecht zu haben glaubte. In den Ringmauern der Städte bildete sich bald ein

Stand, der kräftig genug war, sich gegen Fürsten und Herren zu behaupten, aber auch so empfänglich wie jene, für die Fülle der mannigfaltigsten irdischen Güter.

Diese allgemeine Genusslust konnte der Kunst nicht entbehren. Die Poesie sollte das Leben verherrlichen, seine Freuden erhöhen und die freundliche Begleiterin der Geselligkeit sein und des öffentlichen Verkehrs. Dichten und singen ward bald die edelste und würdigste Kunstübung des Laienstandes. Ihr unterzogen sich Fürsten und Ritter, wie die Bürger in den Städten und die überall Gabe begehrenden fahrenden Leute mit gleicher Begeisterung. Und obschon einige Dichter, die abhängiger von der Gunst und dem Beifall ihrer Zeitgenossen sein oder anderen Beruf und andere Neigungen in sich fühlen mochten, poetische Erzählungen verfassten, Lehrgedichte schrieben und Reim-Übersetzungen des alten und neuen Testaments und lateinischer Geschichtswerke. So fand doch die Lyrik grössere Pflege und Teilnahme. Das weltliche Lied erfreute sich bald einer Höhe der Vollendung, die für immer bewundert und nachempfunden wird. Aber wie die meisten Dichter mit Vorliebe das eigentliche Lied anbauten, so beseelte auch die meisten wiederum nur Eine Idee über Alles, die weltliche Liebe, die zarteste Blüte des Ritterwesens und das ritterliche Bürgertum. Das geistliche Lied wäre vielleicht ganz leer ausgegangen, hätte sich nicht in dem damaligen Christenglauben gleichzeitig eine religiöse Idee, ganz parallel jener weltlichen, entwickelt. Es war die alles auf Erden und im Himmel ausschliessende, zur schwärmerischen Liebe gesteigerte Verehrung der heiligen Jungfrau Maria (*Eine Geschichte des Mariendienstes, der Verehrung der heiligen Jungfrau ist noch nicht vorhanden. Die Bilder und Gleichnisse der deutschen Dichter des Mittelalters in Bezug auf Maria hat am besten zusammengestellt Wilhelm Grimm in seiner Ausgabe von Konrads goldener Schmiede*). Die Phantasie, die in weltlicher Richtung unerschöpflich war im Loben und Preisen des geliebten Gegenstandes, wusste sich in religiöser Richtung gar nicht zu erschöpfen. Sie schuf aus dem kirchlichen Begriff von der, ewigen Jungfräulichkeit und von einer stets erfolgreichen Fürsprache bei Gott und Christo, ein Ideal aller weiblichen, menschlichen und englischen Tugenden und Vollkommenheiten, ein göttliches, ja übergöttliches Wesen, ja den Inbegriff der heiligen Dreifaltigkeit.

Die Liebe der heiligen Jungfrau zu allen denen, die eine reine himmlische Liebe gegen sie hegen, die sich inbrünstig bittend und flehend zu ihr wenden, Marias Hilfe in Leiden und Gefahren, ihre Erlösung der reuigen Sünder aus den Klauen des Teufels und den Martern des Fegefeuers, das ganze Leben der heiligen Mutter und ihre Wunder waren der Gegenstand poetischer Andacht und Darstellung. Die Mariendichtungen wurden bald ein grosses Feld der schönen Literatur.

Diese Übereinstimmung geistlicher Poesie mit der weltlichen, so einladend sie für die Geistlichkeit auch war, konnte jedoch die poetische Tätigkeit des Laien- und geistlichen Standes nicht ausgleichen. Es nahmen nur wenige Geistliche an dem neuen Aufschwung der lyrischen Poesie Teil. Und da auch diese wenigen, wie Bruder Werner, Bruder Philipp, Bruder Eberhard von Sax, Bruder Johann Cruciger, und andere die Bedürfnisse eines deutschen religiösen Volksgesanges nicht fühlen mochten oder durften (*Überdem hatten sich unter diesen wenigen Dichtern der Klerisei viele den weltlichen angeschlossen. Rost, Kirchherr (d.h. Pfarrer) zu Sarnen sang Minnelieder. In St. Gallen sang der Abt selbst Taglieder und seine Umgebung war gewiss ebenso weltlich singlustig wie er. Abt Berthold von Falkenstein kam nach dem Schweizer Geschichtsforscher im Jahre 1246 zur Regierung und starb 1271. W. Wackernagel nennt ihn Wilhelm, Graf von Montfort. Docen erklärt in seinen Zusätzen, dass man dabei an den heiligen Gallus sich erinnert, dessen Weise von der des Minneliedes dichtender Prälaten so gar verschieden war. – Warum aber nicht ganz ernst nehmen? St. Gallen, das Kloster, hat nie solchen weltlichen Gesang gesungen. Dem Abt gebührt Dank, und seiner wollen wir uns dabei erinnern*), so gingen weder ihre Lieder noch jene der weltlichen Dichter in die öffentliche und häusliche Gottesverehrung über. Alle ihre Lieder, so vollendet Form und Darstellung darin ist, so genau sie den damaligen kirchlichen Begriffen entsprechen, sind zu wenig volksmässig. Beinahe alle zu lang und weitschweifig, zur erzählenden Gattung sich hin neigend, meist wenig zum musikalischen Vortrag geeignet und oft zu sehr Ergüsse subjektiver frommer Stimmung und individueller Ansichten, dass sie also schon deshalb zu keinem allgemeinen kirchlichen Zweck benutzt werden konnten, wenn auch die Vorsteher der deutschen Kirche darauf hätten Rücksicht nehmen wollen. Ein neuer Kirchengesang konnte sich also nicht gestalten, und das, was dafür zu betrachten ist, stammte gewiss aus einer früheren Zeit her, obschon es sich erst jetzt nachweisen lässt.

Als Ausnahme erscheint mir ein Marienlied, das wiewohl künstlich gebaut, doch sehr volkstümlich ist und deshalb früher wohl verbreiteter war und auch gesungen wurde. Es war zwar nur in einer späteren Aufzeichnung vorhanden, stammt aber gewiss aus diesem Zeitraum: das Ave Maria.

Ave Maria.

1. Ave Maria, ein rōse âne dorn!
mit missetât hân ich verlorn
din kint daz von dir ist geborn:
Maria, versüen mich vor sinem zorn!
2. Ave Maria! durch dînes kindes tôt,
daz vor dir hiene von blûte rôt:
hilf daz ich der engel brôt
mit riuwen empfâch in tôdes nôt!
3. Ave Maria! durch dînes kindes blût,
des smerze dir durch dîn sêle wût
als ein tiefe wâges vlût:
hilf daz mir mîn ende werde gût!
4. Ave Maria, vrowe unwandelbar!
sende mir den engel dar,
swenn ich von der welte var,
Maria, vor den bæsen vienden mich bewar!

Doch es ist schon erfreulich genug, dass in diesem sinnlich gestimmten Jahrhundert der deutsche religiöse Volksgesang nie aufgehört hat, und bei vielen kirchlichen Festen und gewissen äusseren wichtigen Veranlassungen zur Volkssitte geworden zu sein scheint. So finden sich denn in diesem Zeitraum Osterlieder, Pfingstlieder, Wallfahrts-, Schlacht- und Schifferlieder.

Das Osterlied: Christ ist erstanden, was noch heutiges Tages in unseren Kirchen gesungen wird, war schon damals im XIII. Jahrhundert ein wohlbekanntes Kirchenlied. Gewiss ward es schon damals hin und wieder der Liturgie einzelner Kirchen einverleibt. So wird es ganz ausdrücklich erwähnt in einer gleichzeitigen Erläuterung der Osterfeierlichkeiten, handschriftlich zu Wien. Es scheint auch in den Osterspielen ein üblicher Gesang gewesen zu sein, wie es eine ebenfalls gleichzeitige Handschrift, ein Ludus paschalis, zu Kloster Neuburg dartut.

Dieses uralte, weit verbreitete: Christ ist erstanden, blieb nicht ohne Nachbildungen. Eine der Art, die ebenfalls durch Einfachheit der Darstellung und durch minder streng beobachtete Form dem Volkslied nahe steht, hat sich, wiewohl in vererblichen Text, erhalten. Reime, Wörter und Wendungen lehren, dass auch dieses Lied noch dem XIII. Jahrhundert angehört. Ja, man sollte fast glauben, es stamme aus noch früherer Zeit. *(Es steht als ein «Altes Osterlied» hinter der Erzählung vom verliebten Pfaffen, aus einer Handschrift des XV. Jahrhunderts. Die sehr schlechte Schreibung ginge noch an, wenn nur nicht der Text so sehr verdorben wäre. Der verliebte Pfaff bildet einen Anhang zu der seltenen Schrift: Der Undeutsche Katholik oder Historischer Bericht von der allzu grossen Nachlässigkeit der Römisch-Katholischen, insonderheit unter der Klerisei der Jesuiten, in Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie von Megalissus (Georg Litzel, geb. 1694, +1761). Die meisten der nachfolgenden Strophen sind minder poetisch, einige zu sehr verdorben, und die beiden letzten, die 18. und 19., offenbar aus späterer Zeit).*

Osterlied.

1. Christ ist erstanden
gewærliche von dem tôt,
von allen sînen banden
ist er erledigôt.
Maria Magdalênen
erschein er wærliche dô,
des geloupt siu ân allez wænen
unde was der mære frô.

Es folgen weitere 9 Strophen.

Des alten Pfingstliedes: Nun bitten wir den heiligen Geist, das auch noch bis auf den heutigen Tag gesungen wird, gedenkt schon Bruder Berthold in einer seiner Predigten als eines damals, in der Mitte des XIII. Jahrhunderts gangbaren geistlichen Liedes: Glaubt, ihr Vornehmen, dass dieses Kirchenlied so um Nichts willen erdacht sei, das da spricht:

Nun bitten wir den heiligen Geist
um den rechten Glauben allermeist,
dass er uns behüte an unserm Ende,
wenn wir heim sollen fahren aus diesem Elende.
Kyrieleis ⁴⁵).

Es ist ein sehr nützlicher Gesang. Ihr sollt ihn je länger je lieber singen und sollt ihn alle mit ganzer Andacht und mit innigem Herzen zu Gott empor singen und rufen. Es war sehr ein guter Fund und ein nützlicher Fund, und es war ein weiser Mann, der das Lied gedichtet hat.

Ausser diesen Oster- und Pfingstlieder und anderen, die regelmässig an bestimmten hohen Festtagen gesungen wurden, wusste das Volk gewiss noch manche, die es auf Bittgängen und Wallfahrten zu singen pflegte. Die Lieder der Kreuzfahrer ins gelobte Land (gewöhnlich kriuzeliet genannt) gehören wohl nicht hierher. Sie sind mehr Herzerguss einzelner pilgernder Dichter. Die Lieder der Wallfahrer nach Rom scheinen dagegen wirkliche Volkslieder gewesen zu sein. Diese Wallfahrten wiederholten sich jährlich und waren besonders im XIII. Jahrhundert in Deutschland sehr beliebt. Als der heilige Franziskus im Jahr 1221 zur Ausbreitung seines Ordens den zweiten Versuch einer Mission nach Deutschland machte, liess er sich durch den Bruder Elias auf dem Ordenskapitel die versammelten Mönche also anreden: Meine Brüder, es gibt eine gewisse Gegend, Deutschland genannt, worin Christen wohnen, und recht fromme welche, wie ihr wisst, oft in unser Land mit langen Stäben und grossen Stiefeln bei der heftigsten Sonnenhitze im Schweisse badend pilgern und die Schwellen der Heilige besuchen und Loblieder Gott und seinen Heiligen singen.

Die Sitte vor, während und nach der Schlacht geistliche Lieder zu singen, erhielt sich noch dieses ganze Jahrhundert hindurch. In der Schlacht auf dem Marsfeld zwischen Ottokar und Rudolf, den 26. August 1278, sang, wie Ottokar erzählt, das deutsche Heer:

Sant Mari, muoter unde meit,
al unsriu nôt si dir gekleit.

Und das böhmische Heer:

Hospodyne pomiluy ny.

Einen Kriegsleis anzustimmen, war also im XIII. Jahrhundert wohl allgemein. Ottokar erwähnt dieser Sitte noch zweimal, jedesmal aber gebraucht er für das sonst übliche wícliet ruf. Minder klar ist, bei welchem Anlass das Lied: wohlauf ihr Toten alle! Gesungen wurde. Es findet sich sein Anfang zuerst im jüngeren Titulel und dann in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts in Suchenwirts Gedichte vom jüngsten Tage.

So scheint es auch um diese Zeit Sitte geworden zu sein, zu Schiffe das Lied: «In Gottes Namen fahren wir» zu singen, was später besonders bei Pilgerfahrten und Bittgängen ebenfalls häufig angewendet wurde. Es liess sich früher nur dieser Anfang nachweisen. Das im XV. Jahrhundert viel gesungene Lied gleiches Anfangs hat mit diesem wohl weiter nichts als den Anfang gemein. In der Wiener Meerfahrt singen die trunkenen Bürger auf ihrer Laube, die sie für ein Seeschiff ansehen, plötzlich ihren Schifferleis: «In Gottes Namen fahren wir». Dieser alte Leis, oder richtiger: Leich, ist uns in einer alten Handschrift noch erhalten worden:

Ottokar II. (1230-1278) Huldigung an Rudolf I. nach der Schlacht vom 26. August 1278 auf dem Marsfeld.

